

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczjaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrler'schen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben  
von G. Schäfer-Perastri.  
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten.  
(Fortsetzung.)

Der alte Schauspieler nickte mit dem Kopf, dann ging er in seine Stube zurück.

Mit schleppendem Gang trat er an den Tisch, blickte die Geldscheine eine Zeit lang an und verschloß sie dann.

Nach minutenlangem Schweigen und Grübeln erhob er sich müde, öffnete die Thür zu seiner Tochter Stube und sagte eintönig:

„Julianne, wir reisen morgen Nachmittag ab. Theile es doch den Mitgliedern mit.“

„Ja, Vater,“ bekannte er als Antwort.

Er besann sich, als ob er mehr sprechen wollte, zog sich jedoch scheu zurück.

Nicht jetzt, in einer Minute, wo ihm noch die frische Wunde brannte, ob dem Gehörten. Er wollte einen Tag warten, bis er ruhiger war, bis sich eine passende Stunde fand. Erst muß sich der Sturm in seiner Brust legen.

Daß sich wirklich alles so verhält, wie der Baron sagte, daran ist nicht zu zweifeln.

Aber er wollte Julianne wieder auf

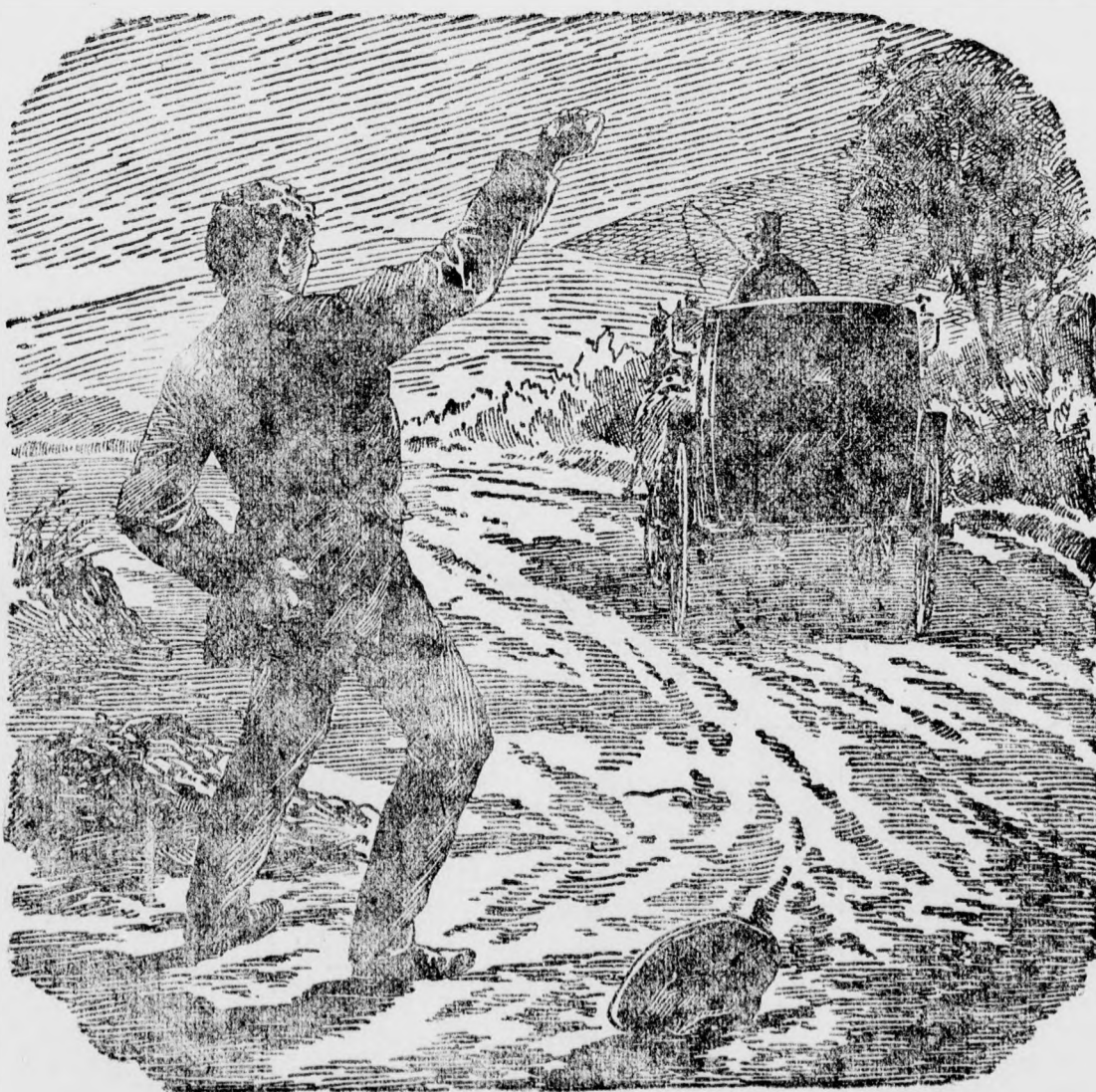
den rechten Weg zurückführen; sie war nur irre gegangen, nur dieses eine Mal, gewiß nicht öfter.

Am Tisch sank der alte Komödiant in einen Stuhl und vergrub das Antlitz in den Händen.

Wer hätte auch an seine Thränen geglaubt! Ein weinender Gaukler! Es ist spasshaft über alle Maßen.

XV.

Baron Kurt von Trautenau sah seinen Vater zurückkehren.



Der Theater-Teufel. Als sich Andorf vom Boden erhob, war das Gefährt bereits so weit, daß es unmöglich gewesen wäre, zu folgen.

Jetzt war Niemand um ihn, nicht einmal sein Kind. Nun, da ihn kein Mensch anblickt, weint der alte Mann, wie einst vor langen Jahren.

Auf den Brettern und vor den Leuten mußte er ja lachen, der alte Komiker.

ein alter Freund des Barons inne hatte.

Was er dort persönlich zu überbringen hatte, war ein kleiner Brief, fest verschlossen und versiegelt. Einem Bedienten sollte diese Angelegenheit nicht anvertraut werden. Daß Kurt diesen Briefen

Selten rüftig, wie neugestärkt durch die That, die er vollbracht, entstieg der Baron dem Wagen, und begab sich auf sein Zimmer.

Nun galt es, den Sohn fernzuhalten bis gegen den Abend des nächsten Tages. Währenddem reiste die Theatertruppe ab.

Ohne weitere Frage mußte nun der Baron, wo sein Vater gewesen war.

Daß die Angelegenheit dem alten Mann solch' großen Kummer verursachte, that ihm sehr leid. Doch trotz allem war er noch immer entschlossen, jedes Hinderniß zu übersteigen.

Seine Leidenschaft ward nur noch mehr gesteigert.

Gegen Abend schickte der Baron seinem Sohn in kurzen Worten den Befehl, er möge am anderen Morgen auf ein ziemlich entferntes Gut reiten, das

Wunsch nicht unbeachtet ließ, mußte Baron Uzel.

Kurt nahm im ersten Augenblick den Brief betroffen zur Hand.

Noch einmal mußte ihm der alte Diener seines Vaters wiederholen, daß die Sache keinen Aufschub erleide.

Mit stummem Kopfnicken wurde der Diener entlassen.

„Was soll dieser sonderbare Auftrag jetzt?“ fragte sich Kurt. „Ich wette, er hängt mit Julienne zusammen. Man will uns trennen. Aber ich kann nicht anders; der Streich muß abgelenkt werden. Ich besorge diese Botschaft nach dem Willen meines Vaters, wenn auch um einige Stunden später.“

Ueber Schloß Trautenau sank die Nacht, eine unruhige, windige Herbstnacht. Die Wolkenmassen trieben zerstückt am Himmel.

Nur hin und wieder zeigte sich die schmale Sichel des Mondes.

Kurt hatte sich im Salon einige Zeit mit Boden im Schachspiel unterhalten. Ganz überraschend war heute auch der alte Baron dazugekommen und hatte sich in das Gespräch gemischt. Doch vermied er es, mit seinem Sohn mehr als unbedingt nöthig war, zu sprechen.

Boden hatte bereits mitgetheilt, daß er am nächsten Morgen sich zu verabschieden gedente.

Als sich der alte Baron dann frühzeitig zurückzog, hielt Kurt den Gutsbesitzer noch etwas zurück.

Nach erwartungsvollem Schweigen jagte der junge Baron frei heraus:

„Erlaube mir eine indiscrete Frage, Boden. Wie lebst Du eigenlich mit Deiner Gemahlin?“

Boden blickte ihn erst überrascht an, lachte dann aber laut auf, nach seiner Manier.

Du hättest längst diese Frage thun sollen, Trautenau; es wäre viel besser gewesen. Ich verstehe ganz genau, was Du meinst und will Dir auch reinen Wein einschenken. Ich bemerke im vornherein, daß ich Optimist bin; ich nehme Alles auf meine leichteste Schulter, mag es nun sein, was immer. Ich komme dabei am besten weg. Die tolle Welt, das ganze Leben, Alles ist närrisch! Dächte ich nicht so — hier klopfte er dem Freund vertraulich auf die Schulter — „dann, Freund, wäre ich einfach unglücklich.“

„Boden, verstehe ich recht? Deine Frau —?“

„Ist oder besser, wäre mein Unglück, wenn mich dergleichen überhaupt noch angreifen könnte,“ lachte Boden. „Ich große keinem Menschen deshalb, denn dieses Unglück habe ich mir ja selbst aufgebürdet; also trage ich es auch auf meine Art. Wie lange denkst Du, daß ich auf meinem Gut jetzt verweile. Keine vierzehn Tage; dann mache ich einen kleinen Ausflug nach Spanien, aber ohne meine Gattin.“

Im höchsten Grad überrascht, entgegnete Kurt:

„Eine derartige Beantwortung hätte ich wahrlich nicht von Dir erwartet. Als Du Dich vor drei Jahren mit der Sängerin Caronna vermähltest, sprach man nur von einem Herzensbündniß!“

„Das war es auch, Trautenau, auf Ehre! Aber wie sieht es heute aus? Ich mußte längst einsehen, welch' ein furchtbarer Mißgriff es war, als ich diese Primabonna, diese Theaterheldin zu meiner Gattin erhob. Dergleichen leichtes Blut paßt nicht für uns; in hundert Fällen kaum ein einziges Mal. Und diese eine Ausnahme belügt sich selbst am Ende vor Scham. Ich war ein lebenslustiger Junker, als ich mich in die Dina verliebte und auch Gegenliebe fand. Ich zog mich mit meinem jungen Weib, das ich anbetete, auf mein Gut zurück mit dem Vorsatz, nur der Liebe zu leben. Ich wurde auch geliebt, aber es ist dies eben nur Sprühfeuer; das ist eines Tages verpufft. Meine Frau fand das Landleben halb ungemein langweilig, es fehlte ihr der Beifall einer großen Menge, kurz, ihr Lampenlicht.“

Ich konnte ihr dergleichen nicht mehr ersehen. Endlich verabschiedete sie sich eine Gesellschafterin, natürlich auch Theaterblut. Nun wurden Duette gesungen. Aber der Gatte als Zuhörer war zu blöde. Offen gesagt: ich verstehe auch nur wenig von Musik. Nun wurden Künstler eingeladen und da bekam die Sache ein anderes Ansehen. Mein Gut ist seit dem letzten Jahr wie ein Wienestock; so geht es ein und aus. Mir behagt diese Gesellschaft nicht, deshalb ging ich und ich werde auch niemals vermählt. Erst ärgerte ich mich wohl, dann aber fand ich dieses tolle Verhältniß ebenso komisch, als alles Andere. Im tiefsten Vertrauen gesagt, Trautenau: eines Tages wird meiner Gattin auch dieses Treiben zu langweilig werden und es wird mich nicht überraschen, zu hören, daß plötzlich Signora Caronna im Verein mit einem gluthängigen Tenoristen eine Reise durch Europa macht, von der ich, ihr Gatte, nichts weiß. Die Vorbeerkranze sind ein zu gefährliches Kraut und die Theaterlust ist herauschend. Man sollte solche Wesen niemals ihrer Sphäre entreißen. Die Eine wird selbst unglücklich, die Andere macht den Mann dazu. Bei mir gelingt dies nicht; ich habe auch Ehre, wahrhaftig, aber in dem angebeuteten Fall werde ich mich weber schlagen, noch sonstwie erregen. Ich lache einfach; das beste, was man hier thun kann.“

Und mit lachendem Mund, ohne die geringste Erregung, hatte Boden diese Worte gesprochen. Der Baron war sehr erregt.

„Das ist ja ganz ungeheuerlich!“ „Ich will es nicht so nehmen,“ meinte Boden; es ist lächerlich!“

„Ich könnte mich unmöglich damit zufrieden geben. Ich verstehe Dich hier ganz und gar nicht, Boden.“

„Weil unsere Ansichten sich in manchem Punkt theilen,“ erwiderte der Gutsbesitzer vorsichtig. „Es läßt sich hier auch gar nicht streiten. Meine Auffassung mag

ganz abnorm sein. Hier ist sie aber am Platz. Meine Frau begreife ich vollkommen; ich begreife dieses ganze unruhige, ich darf wohl sagen, zigeunerhafte Wesen, es ist genial. Aber selbst das ehrlich gewollte Feuer ist eben Theaterfeuer!“

Kurt ward immer erregter. Was ihm Boden hier entrollte, war ein ganz abscheuliches Bild.

Und Kurt mußte den Freund bedauern, daß er zu solcher Ansicht gelangt war.

„Ich vermag Dir unmöglich hier beizustimmen, Boden,“ versetzte er. „Was Deinen eigenen Fall betrifft, darüber habe ich keinerlei Urtheil. Aber Alles kurzweg zu verdammen, das einmal den Fuß auf die Bühne setzte, ist milde gesagt, doch etwas stark.“

Boden lachte nicht mehr.

„Ich verstehe Dich auch jetzt wieder, Trautenau,“ sagte er ernst, „und ich denke, in späterer Zeit müssen wir uns noch besser verstehen. Du hast stets einen offenen Freund an mir! Das Lampenlicht ist gefährlich, es brütet unstäte Leidenschaften, sei es auf dem königlichen Theater einer Residenz oder im Dorf auf der erbärmlichsten Gauflerbühne.“

Kurt von Trautenau zuckte zusammen. Er brach das Thema ab.

„Wir werden uns hier nie verstehen,“ sagte er.

„Ich denke doch,“ entgegnete Boden, „doch nicht jetzt, später, viel später.“

Die Miene Kurt's sagte ihm zu gut, wie dieser darüber dachte.

„Geh Dich Boden verabschiedete, sagte er noch mit leichtem Humor:“

„Ich weiß, daß meine Worte umsonst waren, Trautenau. Wenn ich morgen scheide, dürste es sehr lange anstehen, bis wir beide wieder einmal zusammentreffen. Schloß Trautenau war mir ein lieber Aufenthalt, aber ich sehe es selbst ein, daß jetzt meines Bleibens hier nicht länger ist. Ich geniere wirklich nur. Solltest Du aber einmal einen uneigennütigen Freund brauchen, so kannst Du mich stets rufen.“

Der Baron gab keine Entgegnung.

Als sich die Thür hinter Boden geschlossen hatte, athmete er erleichtert auf. Das war der Letzte, welcher das Schloß verließ.

So lieb ihm die Kameraden von früher waren, für jetzt empfand er ihre Anwesenheit brüden. In der Zukunft wird Trautenau einsam sein. Doch gerade recht; im Stillen blüht die Wunderblume Glück.

Und die Worte des Freundes!

Kurt wollte darüber lachen, aber es klang gezwungen. Alle wollten ihn abschrecken und um so fester beharrte er. Alle diese Unheilverkünder würden verstimmen in nicht allzuferner Zeit.

Boden war ein Narr, der eben seine Frau nicht zu behandeln wußte.

Die Blicke Kurt's richteten sich auf die Zeiger der Uhr. Wie langsam in dieser Nacht die Zeit vorschritt.

Er begab sich auf sein Zimmer.

Eine Stunde später trat sein vertrauter Diener Johann bei ihm ein. Der Baron erhob sich rasch.

„Herr Baron, ich komme vom Reichswappen.“

„Hast Du die junge Dame gesehen?“

„Ja, Herr Baron.“

„Gesprochen?“

„Jawohl; Fräulein Schmidt konnte mir aber nur einige hastige Worte zuflüstern.“

„Nun — und?“

„Das Fräulein ist mit allem einverstanden. Heute Mittag war der Herr Baron bei dem Direktor.“

„Ich dachte es mir!“ versetzte Kurt, hin und hergehend. „Schläft mein Vater jetzt?“

„Der linke Flügel ist dunkel, Herr Baron.“

„Du hast noch etwa eine Viertelstunde Zeit, dann fahre den Wagen durch den hinteren Theil des Parks hinaus. Vermeide allzuviel Geräusch.“

„Zu Befehl, Herr Baron.“

„Wo Du zu warten hast, weiß Du ja. Am Kreuzweg bei der kleinen Linde.“

Der Diener entfernte sich. Im Schloß herrschte große Ruhe, als er die teppichbelegten Korridore entlang Schritt nach den rückwärts liegenden Stallungen.

Nach einer Viertelstunde führte er den leichten Reisewagen durch den dunklen Forst hinaus.

Halbunterdrückt wieherten die Pferde, gleichsam als wüßten sie um das Geheimniß.

Unter den Rädern knirschte der Sand. Bald wurde es im Park still; der Wagen war draußen.

Oben in den Kronen der Bäume schüttelte der Nachtwind die Aeste durcheinander; die Wetterfahnen auf den Dächern drehten sich leise pfeifend.

Kurt warf einen Reiseplaid über, legte den Brief, welchen er nach dem Willen seines Vaters auf das entfernte Gut bringen sollte, in seine Brieftasche und verlöschte das Licht in seinen Zimmern.

Darauf verließ er vorsichtig das Schloß. Außerhalb angekommen, beschleunigte er seine Schritte.

Bald hatte er den Wagen erreicht, der in unmittelbarer Nähe des Dorfes auf einem Feldweg hielt, welcher nach der breiten Landstraße führte.

Der Diener stand bei den Pferden, als Kurt hinzutrat.

„Ist die Dame noch nicht gekommen?“

„Nein, Herr Baron!“

Kurt blickte angestrengt durch die Dunkelheit. Nichts regte sich vom Dorf her. Er ließ seine Uhr repetieren; es blieb nicht mehr viel Zeit übrig.

Kurt schritt rasch dem Dorf zu.

Da es sehr dunkel war, so konnte ihn der Diener bald nicht mehr sehen. Fröstelnd schlug er den Mantelkragen hinauf; der Wind wurde sehr kühl.

Bei den ersten Gärten am Dorf angekommen, flog dem jungen Baron eine Gestalt entgegen, mit heißem Athem und hochgehendem Busen.

Kommst Du endlich, Julianne?“

Er schloß sie stürmisch an seine Brust und küßte ihr Gesicht.

„Guten wir; die Zeit drängt!“

„Ich konnte nicht früher fort, Kurt. Mein Vater schlief heute so unruhig. Ich hörte ihn stöhnen und einmal stand er sogar auf und lauschte an meiner Thür. Erst später schien er fester einzuschlafen. Die Unterredung mit Deinem Vater muß ihn sehr angegriffen haben.“

„Der arme Mann! Nach meiner Rückkehr will ich ihn trösten, so gut ich es vermag. Nun komm.“

Er legte ihren Arm in den seinen und schlug den wärmenden Plaid um ihre Schultern.

„Muß ich wirklich fort?“ fragte sie unruhig. „Jetzt erst erschrecke ich, wenn ich an den Morgen denke, wenn mein Vater erwacht!“

„Es muß sein, Julianne. Denke doch daran, was wir erreichen wollen. Ich bringe Dich einige Monate in eine Pension der Residenz. Bis dahin wird auch der günstige Tag kommen, wo ich meinen Vater umstimmen kann.“

Noch immer stockte ihr Fuß.

„Mir wird bang und schwer um die Brust. Wenn es das Elend wäre, in das Du mich führst?“

„Julianne,“ rief er zürnend, „was sind dies für Worte? Du weißt, daß ich nie von Dir lasse. Du darfst mir voll vertrauen; ich führe Dich ohne Unfall durch's Leben.“

Sie waren am Wagen. Der Schlag stand offen. Rasch hob er die schlanke, herrliche Gestalt in das Innere.

„Fahre zu, Johann, so rasch Du kannst!“ sprach er zu dem Diener, welcher die Thür schloß.

Im Wagen preßte Kurt Julianne an seine Brust.

„Du wirst mein werden für alle Zeit! Wie ich Dich liebe, Julianne!“

Sie duldete willig seine Lieblosungen. Der heiße Strom seiner Leidenschaft mußte auch sie mitreißen, ihr Blut erhizen.

XVI.

Pfeilschnell rollte der Wagen durch die Nacht und zwar nicht durch das Dorf selbst, sondern in einem Halbhogen der Landstraße zu, welche nach der Bahnstation führte.

Da, wo am anderen Ende das Dorf wieder seine letzten Häuser vorgeschoben hatte, stellte sich dem Gefährt ein Mensch in den Weg und versuchte, den Pferden in die Zügel zu fallen.

Das Rasseln der Räder überschallte seinen lauten, verzweifelten Ruf:

„Julianne! Bleibe — bleibe!“

Der Kutscher schlug mit seiner Peitsche dazwischen, die Pferde stiegen erschreckt auf, und der Kamödiant wurde auf die spitzen Steine der Straße geschleubert.

Die Zügel des Wagens hatten wohl die plötzliche Erschütterung verspürt, sie ahnten jedoch nicht die Ursache davon.

Als sich Andorf vom Boden erhob, war das Gefährt bereits so weit, daß es unmöglich gewesen wäre, zu folgen.

Er machte auch gar nicht den Versuch dazu.

Die scharfen Steine hatten ihm das Gesicht blutig gerissen und wie er auf den einen Fuß stehen wollte, brach er mit einem Schmerzenslaut in die Kniee.

„Recht so,“ murmelte er bitter. „Du bist ein Narr, Andorf! So mußte es ja kommen; das kurtiert Dich vielleicht doch. Was geht es auch Dich an, wenn der Baron seine Geliebte entführt? Nichts — auch wenn sie die Deine einmal war.“

Mit unsäglicher Mühe schleppte er sich nach seiner Wohnung.

Er hatte die letzten Nächte keine Ruhe mehr gefunden, weil ihm ahnte, daß etwas geschehen müsse vor der Abreise. Raslos hatte er sich umhergetrieben, immer auf das Eine harrend.

Heute war die letzte Nacht und nun traf es ein. Es kam so, wie er sich's gedacht.

Die halbe Nacht hatte er vor dem Reichswappen gewartet, bis Julianne endlich erschienen war. Er schlich ihr nach und hatte mehr als einmal den Gedanken, sie eher zu ermorden, als dem Anderen zu lassen; doch er kam nicht zur Ausführung dieses Entschlusses.

Er sah die Begrüßung der Beiden, sah den Wagen und wußte, daß es zur Station gehen sollte.

In einer rasenden Eifersucht, die ihn nie so erfasst hatte, wie gerade heute, war er vorausgerannt.

Seine Gedanken wirbelten toll durcheinander; noch immer war er sich nicht klar darüber, was er eigentlich thun wollte.

Dann kam der Wagen und er warf sich ihm entgegen.

Es war ein wahnsinniger Versuch, der ihm hätte leicht das Leben kosten können.

Jetzt ward er ruhig, trotz der Schmerzen. Wie ein Eisstrom fluthete es durch seine Brust.

„Ich warte auf meine Zeit,“ murmelte er, „und sie wird auch einmal kommen. Dann will ich Euch Beiden vergelten, was mir heute geschah.“

Der Wagen mit Kurt und Julianne war an der kleinen Station vorgefahren.

Niemand zeigte sich von Passagieren; schläfrig blickte der Kassirer auf, als Kurt zwei Billete für den fahrplanmäßig abgehenden Zug forderte.

Das Ziel war die Residenz. Kaum war der Schnellzug herangebraust und die Kondukteure abgesprungen, so näherte sich Kurt einem derselben.

Dieser schloß ein Koupe auf und kaum eine Minute später saß Julianne mit dem Baron in den weichen Polstern.

Kurt öffnete das Fenster und winkte seinem Diener heran, während die Glocke das Abfahrtsignal gab.

Keinen Mund, Johann! Mein Pferd morgen Abend punkt fünf Uhr an die Station.“

„Befehl, Herr Baron.“

Die Dampfpeise schrie durch die Nacht; mit lautem Lärmen sauste der Aufzug der Residenz entgegen.

Der Diener fuhr nach Schloß Trautenaun zurück.

Niemand hatte dort die nächtliche Fahrt entdeckt.

In der Frühe am anderen Morgen reiste Boden ab, nachdem er sich bei dem alten Herrn verabschiedet.

Auf Anordnung Kurt's mußte sein Diener Herrn von Boden mittheilen, daß sein Herr nicht mehr zu sprechen wäre.

Anfangs perplex durch diese Auskunft, blickte dieser den Diener an, drehte sich dann auf dem Absatz herum und ein leichtes Lächeln umgüßte seinen Mund.

„Er großt, der blinde Thor! Armer Kerl, ich hätte Dir eine grausame Lehre gern erspart. Für Leute Deines Schlages ist das nichts; das nimmt ein Stück vom Leben mit.“

Kopfschüttelnd und hin und wieder auch dazwischen lachend, fuhr er seinem eigenen Heim entgegen.

\* \* \*

Trübe war der Morgen angebrochen.

Es war ein unfreundlicher Herbsttag, da Jeremias von Trautenaun fort wollte.

Es war ihm dabei nicht recht wohl zu Muth. Dennoch konnte er nicht die Ursache dieser Verstimmung bezeichnen. Vielleicht war es der gestrige Besuch des Barons und die Erkenntniß, daß seine Julianne nicht mehr das unschuldsvolle Ding war, wie er, der Vater, immer wähnte und worauf er geschworen hätte.

Er mußte Alles glauben, was ihm der Baron mittheilte.

Aber nun, wenn er rasch fortzog, war ja vieles noch zu retten.

Wenn Jeremias an die Folgen dachte, die aus diesem unglückseligen Verhältniß entspringen konnten, bereute er, Julianne nicht seinem Mitglied, Hans Andorf, zum Weib gegeben zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Räuber, Justiz und Polizei in Spanien.

Von Röttger.

Das Räuberleben gehört zu der Poesie des Südens. Von Rinaldo Rinaldini, dem „kühnen“ Räuber angefangen, haben Viele, die sich diesem Handwerk widmeten, ihren Sängern gefunden und es ist daher nicht zu verwundern oder als ein Zeichen besonderer Demoralisation zu betrachten, wenn in einzelnen Theilen Andalusien's, so in der Umgegend von Ronda (zwischen Malaga und Gibraltar), es ganze Ortschaften giebt, in welchen selbst die angesehensten Einwohner, d. h. solche, die für die achtbarsten gelten sollten, die Wegelagerer spielen, die Diligencen anhalten, ausrauben und die Leute mit ins Gebirge schleppen, die nur gegen Lösegeld wieder frei gelassen werden. Man kann keine Nummer einer spanischen Zeitung zur Hand

nehmen, ohne von deraartigen oder von Raubankfällen auf einzelne Häuser, in welche ganze Banden eindringen, selbst auf Eisenbahnzüge zu lesen. Dennoch sind die Gesetze sehr scharf und die spanische Gensdarmarie ist eine vorzügliche, die sich mit jeder anderen messen kann.

„Ganz Spanien ist nur eine losgelassene Galeere (presidio)“, sagte einst ein spanischer Deputirter in öffentlicher Sitzung der Cortes, ohne viel Widerspruch zu finden, trotzdem die Sache eine jurchbare Uebertreibung enthält. Es ist möglich, daß Spanien viel mehr Räuber von Profession, Falschmünzer, Einbrecher und Betrüger zählt, als irgend ein anderes Land; aber schwerlich sind auch in einem anderen Lande die Züge von heroischer Ehrenhaftigkeit, von unerschütterlicher Selbsterlängnung, namentlich bei dem gemeinen Volke so zahlreich wie hier.

Was die Räuber anbetrifft, so erklärt sich die große Anzahl sowohl durch den angeborenen Hang zu Abenteuern und Lust am Gewerbe, wie auch durch die Armuth der Landbevölkerung. Spanien ist ein reiches Land voll armer Leute. Der Boden ist im Besitz einer geringen Anzahl großer Grundbesitzer, die einen durch Monopole und Schutzzölle geschützten Ackerbau treiben, der sich in gar nichts mit der unakläffigen Bearbeitung des italienischen Bodens messen kann. Während man in der lombardischen Tiefebene, in Toscana, im Neapolitanischen, kurz im ganzen ackerbaureichenden Italien die Acker kaum einen Tag im Jahre ruhen läßt und einen Ertrag nach dem andern ihnen entzieht, ist in den großen Ackerbauprovinzen Spaniens Weizen allein die Lösung infolge Brachliegendes des besseren Theils der Kultur. Wo früher 300,000 Mauren ihren reichlichen Unterhalt fanden, wie in der fruchtbaren Ebene (Vega) von Granada, da fristen jetzt 80,000 Spanier kümmerlich ihren Aufenthalt. Dies beleuchtet so ungefähr das Verhältniß. Der geringe Ackerbau, der getrieben wird, giebt der Landbevölkerung nur wenige Wochen im Jahre Verdienst. Berechnenswerth ist es, daß die spanische Sprache keinen allgemein gültigen Ausdruck für Bauer hat. Die verschiedenen Namen dafür sind in den verschiedenen Gegenden unserem Wort Bauer nicht gleichbedeutend, sie begreifen entweder größere Pächter, Dorfbewohner oder Tagelöhner.

Diese Verhältnisse stellen also dem Räuberwesen ein zahlreiches Contingent alljährlich. Die natürliche Wildheit eines großen Theils des Landes, die zahlreichen und andauernden Kriege im Innern die seit einem Jahrhundert fast das Land nie zu längerer völliger Ruhe kommen ließen, thun ein übriges, denn ein jeder derselben hinterließ die Landstraßen voll Räuber. Schließlich tritt noch das ausgedehnte Küsten- und Grenzgebiet mit seinen Schmugglern dazu, die nach Umständen auch Räuber spielen, und im Ganzen der romantisch-abenteuerliche Zug, welcher dem Volke inne wohnt.

Der spanische Räuber zeichnet sich vor seinem italienischen Spiegelgesellen durch geringere Grausamkeit — was fast dem Begriff größerer Menschlichkeit gleichkommt — aus. Er tödtet und verwundet rücksichtslos im Kampfe, aber verstümmelt die Gefangenen nicht wie z. B. der calabrische Bandit. Im allgemeinen sind auch eigentliche Räuberbanden, organisiert wie in Italien, Ungarn u. s. w. in Spanien nicht vorhanden. Man hat es mit vereinzelt Individuen oder mit kleinen Gruppen zu thun. Aber selbst die Einzelnen sind unter Umständen fürchtbar genug, um ganze Strecken unsicher zu machen. Vor den Karlistenkriegen war es ein einzelner Räuber, der den Paß von Balaguer in der Nähe von Madrid heunruhigte und bei Nacht unmeßsam machte. Man konnte ihm nicht beikommen; er war gewandt wie eine Gemse und ein berühmter Schütze, der selbst in der Dunkelheit sein Opfer zu treffen im Stande war. Jeden Morgen lag mindestens ein Reisender todt mitten im Wege des Passes. Die Kugel des Räubers hatte den Todten regelmäßig zwischen die Augen in die Stirn getroffen. Dann war das Opfer ausgeplündert und der Bandit verschwunden. Niemand aus der Umgegend wagte sich, sobald die Sonne sank, mehr in den Paß und selbst am Tage nur mit größter Vorsicht. Fremde wurden gewarnt. Da geschah es eines Abends bei hellem Mondschein, daß eine wandernde Schauspieltruppe daher kam, die in den verschiedenen kleinen Ortschaften eine Art Passionspiel auführte, bei welchem u. A. auch der Johannes enthauptet wurde. Um die Sache anschaulich zu machen, wurde dem betreffenden Schauspieler ein künstlicher Kopf abgehauen. Da dieser Kopf sehr werthvoll war, so vertraute ihn der Darsteller nicht den Fährlichkeiten eines Maulthierrückens an, sondern trug ihn selbst, hoch oben über den seinigen. So ging er einige Schritte seinen Gefährten voraus bis an die verhängnisvolle Stelle des Passes. Da kracht ein Schuß dicht vor ihm aus dem Gebüsch; er spürt eine leichte Erschütterung an dem künstlichen Kopf und nimmt diesen herab um zu sehen, was geschehen ist. Im Augenblick stürzt in wahnsinniger Aufregung und Angst ein Mann aus dem Gebüsch hervor und um Gnade flehend. Es war der Räuber, der sein Gewehr weggeworfen hatte und sich willenlos ergab. Vor Gericht erschien der Schauspieler mit dem künstlichen Kopf, der auch seinen Schuß zwischen den Augen erhalten, ganz wie die natürlichen nach denen der Räuber gezielt hatte, um die Sache zu erklären. Trotz der einfachen Lage der Dinge konnte der Räuber seinen geheimnißvollen Schrecken vor dem Manne mit den zwei Köpfen nicht bemestern und schrie vor Angst beim Anblick desselben noch im Gerichtssaal.

Im Allgemeinen ist aber der spanische Räuber weniger abergläubig und bigott. Er hat allerdings Achtung vor den heiligen Dingen, beraubt keine Kirchen, aber recht oft die Pfarrer. Dagegen finden sich auch

die Einverständnisse zwischen Geistlichen und Räubern nicht in Spanien, die in Calabrien und Unteritalien überhaupt so häufig sind.

Die Gleichgültigkeit gegen Menschenblut, ja die Lust am Blutergießen, die sich bei Stiergefechten und Hähnenkämpfen kund giebt, liegt im Blut der Iberier, der Spanier indessen mehr als der Portugiesen, welche derartige Belustigungen nicht kennen. Messerschnitte mit tödtlichem Erfolg sind eben so an der Tagesordnung wie bei uns etwa zersehlagene Bierseidel. In Santa Cruz de Mudela, mitten in der trostlosen Hochebene der Mancha, befindet sich die berühmte Messerfabrik, die in Spanien ebensoviel Ruf hat wie Toledo für Säbel und Degen. Lange bevor man der Drtschaft näher kommt, bezeichnen die zahlreicher werdenden Kreuze aus Holz oder Stein am Wege mit der Inschrift: *Aqui mataroná* etc. (hier tödtete man den so und so), die Stellen, wo man die neuen Messer probirt hatte.

Das spanische Messer (*navaja*, so heißt auch das Rasirmesser) ist ein einschlagmesser, mit leicht zurückgebogener Schneide und einer unregelmäßig langen Spitze, die als Dolch dient. Es wird häufig mit einem Ringe freihängend getragen, besonders wenn es sehr groß ist denn es giebt solche Messer, deren Klängen ein paar Fuß lang sind, und die aufgeschlagen kaum eine förmliche Art Speer bilden. Den verschiedenen Statthaltern der Provinzen steht das Recht zu, mit *bandos de buen gobierno* (Verfügungen im Interesse der öffentlichen Ordnung) die großen Messer zu verbieten und das Tragen derselben mit schweren Strafen zu belegen. Aber man weiß, daß dieses ziemlich vergeblich ist und wie die meisten Verbote des Waffentragens nur die ehrlichen Leute, die sich vertheidigen müssen, hindert. Ein allgemeines Gesetz dagegen verbietet den Besitz einer solchen *navaja* mit Halbfeder. Ein jeder Zahn an der Klinge behufs gerad- und steifhalten derselben wird mit einem Jahr *presidio* (Galeere) belegt. Der vierte Zahn ist es, der die Klinge völlig gerade hält und also vier Jahre Galeere dem Besitzer des Messers einbringen kann. Selbstverständlich kümmern sich die Uebelthäter von Profession auch um diese Kleinigkeit nicht und tragen die größten Messer, die mit vier Zähnen als Säbel und Speiß dienen können, trotzdem.

Gegen diese Räuber und sonstigen Uebelthäter hat der Staat zunächst die *guardia civil* (Wachen der Bürger wie *guardia real* die königliche Wache heißt) die, da wir keinen anderen Ausdruck haben, unserer Gensdarmarie gleichzustellen ist. Außerdem stellen die baskischen Provinzen die *miquelets*, die Provinzen Valencia und Catalonien die *mozos de escuadra* als Provinzial- oder Territorialpolizei, lauter Truppen von vorzüglicher Haltung, höflich und zurückhaltend, im Umgange mit der bürgerlichen Bevölkerung, meistens kräftige hohe Gestalten mit Sehnen und Muskeln von Stahl und einer furchtbaren

Energie den Räubern und Verbrechern gegenüber. Das wissen die Räuber und ein Ergehen an die *guardia civil* oder *mozos de escuadra* ist so leicht nicht zu denken. Ein Räuber, den diese Polizei lebendig einfängt, muß sich merkwürdig ruhig verhalten haben und überrascht sein, ohne daß er Waffen bei der Hand hatte, sonst kommt er nicht lebendig in die Hand der Justiz. *Mozos de escuadra* wie *guardia civil* lieben es, die Fehler der schlappenden Procebur gut zu machen. Sie lieben es nicht, ihre Arbeit wiederholt und vergeblich zu machen. Dies wäre aber der Fall, wenn sie die Uebelthäter lebend abliefern. Denn diese entfliehen sehr häufig aus dem *presidio*, den Besigungen an der afrikanischen Küste Ceuta, Melitta, und die *Achaparinas* Inseln) und kehren dann zu neuen Verbrechen nach Spanien zurück. So geschah es im Oktober 1864 dicht bei Barcelona eine Viertelstunde davon entfernt, in der kleinen Drtschaft Gracia, daß ein Mann dort das große Loos gewann und wie es hieß, den Gewinn in's Haus geholt hatte. Die große Geldsumme lockte einige Raubvögel aus dem Gebirge heran, aber die Art und Weise, wie sich dieselben anstellten, war zu primitiv. Sie spionirten Tage lang, um das betreffende Haus herum so daß die Sache verrathen wurde und man Tag und Stunde ihres Ueberfalles vorher wußte. Die *mozos de escuadra* legten sich in den Hinterhalt und von den neun Räubern, welche den Versuch machten, in das Haus zu bringen, wurden acht erschossen und einer schwer verwundet. Damit war die Procebur auf ein Minimum vereinfacht.

Gelingt es der *guardia civil* oder den *Mozos* nicht, die Uebelthäter aus dem Hinterhalt oder im offenen Kampf zu tödten, muß man Gefangene machen, so versucht man ein anderes Mittel. Man lockert die Fesseln etwas und wenn der Gefangene die Gelegenheit für günstig zum Entfliehen hält, so schießt in die Escorte, die auf den Fall vorbereitet ist, nieder. Als nach den Bürgerkriegen die Heerstraßen von Räubern und Wegelagerern wimmelten, wurde diesen eisernen Gefellen der *guardia civil* die Säuberung der Hauptstraßen mit der ausgebehtesten Vollmacht übergeben und man kann sich vorstellen, wie sie sich dieser Aufgabe entledigten, um so mehr, als Gefangennahme der Uebelthäter im Grundsatz schon ausgeschlossen war. Für jeden Bezirk wurden Listen von Individuen aufgestellt, die sich überhaupt der Heerstraße gar nicht nähern durften. Hand eine Streifwache der *guardia civil* ein solche Persönlichkeit auf der Heerstraße oder in einer gewissen Nähe derselben, so wurde nach den Listen und dem Signalement die Person festgestellt und der Betreffende ohne weiteres niedergeschossen.

Das klingt grausam, aber mit lauem Wasser hätte man die wilden Gefellen nicht verjagt und den Hauptstraßen nicht jene Sicherheit verliehen, durch welche sie sich auszeichnen. Den Reisenden beschleicht ein Gefühl des Behagens und der Sicher-

heit, wenn er den Dreimaster mit seinem glänzenden wachsebenen Ueberzuge an der Heerstraße sieht, der den *guardia civil* verräth. Dieser Hut nebst einem langen blauen Rock, kniehohen Samaschen und weißem Lederzeug tragen diese Leute in streng vorschrittmäßiger Haltung unbekümmert um der Sonne Brand und den glühenden Staub der Straße auf der kein Baum Schatten bietet. Außer der geraden festen, aber anspruchlosen Haltung und dem fehnischen Tritt, verräth nichts die furchtbare Energie dieser Individuen. Das sonnengebräunte Gesicht mit seinem ruhigen dunklen Adlerauge hat nichts von der Dramarbasmiene der Hächer in der komischen Oper oder von jenem so häufigen spähenden Protectionblick, der jeden Andern mit dem Ausdruck mistert: Ich könnte, wenn ich wollte, dich sofort festnehmen.

Ein Zug, der sowohl für die unerschütterliche Ehrenhaftigkeit des Corps wie für das Ansehen desselben auch bei den Gegnern, den Räubern zeugt, ist der! Zwei Mann der *guardia civil* wurden wegen Dienstvergehen in den nördlichen Provinzen zum *Presidio* verurtheilt und wurden von zwei Andern ihrer Kameraden zur Verbüßung ihrer Strafe nach dem Süden escortirt. Räuber hatten hiervon gehört und daß die Gelegenheit günstig sei, diese tapferen Burschen, die dem Gefängniß entgegen gingen, zu befreien und zu sich heranzuziehen. Sie legten sich also an geeigneter Stelle in einen Hinterhalt und als der Transport kam, fordereten sie die Escorte auf, die Gefangenen frei zu lassen und bereiteten sich zum Angriff vor. Da waren es diese Gefangenen selbst, die ihre Wächter um Waffen gegen die Räuber und Freimachung der gefesselten Hände ersuchten. Die Wächter hatten das Zutrauen zu der Ehrenhaftigkeit der ehemaligen *guardia civil* und willfuhren dem Gesuch. Zu Vieren schlugen sie sich sodann durch die Räuber durch und die Arrestanten ließen sich ruhig wieder fesseln, als die Gefahr vorüber war, und ins *Presidio* abliefern.

Es ist übrigens ein weiter verbreiteter Zug im spanischen Charakter, besonders im niedrigen Volke, daß bewiesenes Zutrauen selbst die Verbrecher abelt. Als der Krieg gegen Marokko 1859/60 ausbrach ließ O'Donnel einige hundert der Galeerensträflinge (*Presidarios*) von Ceuta in die Armee als Aushilfsstruppe beim Troß und zur Lagerreinigung einreihen, nachdem sie ihm versprochen hatten, sich dieses Vertrauens wie ihrer Freiheit würdig zu erweisen, und sie hielten Wort. Die musterhafte Führung der ganzen Armee wurde durch keine Exzesse oder Verbrechen von Seiten der *Presidarios* getrübt. Wenn unter solchen Verhältnissen trotz der energischen Polizei das Räuberwesen sich nicht vermindert und eine gewisse Unsicherheit des Eigenthums selbst in den Städten fortherrscht, so muß der Grund in der schon erwähnten Procebur der Gerichte sein, die ebenso schleppend und unsicher für die Beschädigten ist. Wenn man mir, was

Gott verhüten möge, Nachts das halbe Magazin anräumie," sagt ein Fremder, der lange in Sevilla ansässig war, "und die Justiz käme, um Untersuchung anzustellen am andern Morgen, so schloße ich mein Haus und sagte: es sei nichts vorgefallen, damit mir die Justiz nicht noch das nimmt, was mir die Diebe gelassen haben." Diese Verhältnisse werden auch offiziell sogar anerkannt und man unterstellt den Reisenden nicht der Civil-, sondern der Militärgerichtsbarkeit, die viel rascher und gerechter für die Beschädigten die Fälle entscheidet. Geschäftsreisende, die im Gasthaus bestohlen wurden, erlangten in wenigen Stunden durch die Intervention des General-Kapitän der Provinz ihr Eigentum wieder.

Unter Umständen kann indessen die spanische Justiz auch rasch sein. So geschah es am 3. April 1864, daß auf dem Markte in Granada, eine blutdürstige Bestie in Menschengestalt, bloß des Scherzes wegen einen harmlosen Menschen niederstach. Schon am 21. desselben Monats büßte der Verbrecher auf dem garote vil, oder Erdröselungsmaschine seine That.

Die zum Tode verurtheilten Verbrecher wurden nach altem Brauch, der sich auch in Oesterreich wiederfindet und der gemeinschaftlichen Beherrschung durch Karl V. zuzuschreiben ist, drei Tage vor der Hinrichtung öffentlich in Spanien in der sogenannten Capilla ardiente (brennenden Kapelle) ausgestellt. Ein anderer Brauch, der sich aus alter Zeit bis in die Gegenwart herauszog und den Wärdern sehr zu statien kam, war der, die sämtlichen Personen, die man in der Nähe eines Ermordeten fand, als verdächtig einzuziehen, was bei der langweiligen Procebur einer bedeutenden Strafe gleichkam. Dadurch geschah es, daß auf das Hilfeschrei eines von Wärdern angefallenen Niemand sich herbei wagte, um nicht den Häschern in die Hände zu fallen, wenn das Opfer bereits todt war.

## Eine Fahrt in's Elsaß.

Von Schiller-Fick.  
(Schluß.)

Und das Elsaß, dieser herrliche Juwel in der Krone Deutschlands, dieser Gottesgarten in seiner Ebene, in seinen blumigen Thälern und auf den lieblichen, burggekrönten Höhen und schattigen Bergen ist ein Land echt deutscher Art in seinen Sitten und Gebräuchen, in Sprache und Charakter, in Kleidung und Leben, in Freude und Leid; ja wohl deutscher als manche Provinz des alten Reiches selbst, wo über die Ursprünglichkeit der mannigfaltigen Formen und Farben des Volkslebens ein großer Pinsel hinweggegangen ist, der alle die bunten Eigenarten in eine gleichgültige Farbe zusammengetafelt und des köstlichen Aromas beraubt hat. Hier, wo noch die goldenen Äpfel einer naturwüchsigten Poesie wachsen, welche die silberne Schale der wonnesamen Muttersprache zusammengehalten hat, hier erzählt man sich noch von

großen Weitschlachten, hier klingen beim Erntetag und Feterabend, bei der Weinlese und Kirchweih noch echt deutsche Lieder und Weisen.

Ein Volksfest naturwüchsigster Art ist in der That

Die Kirchweih im Elsaß, welche „offiziell“ gefeiert wird, d. h. der löbliche Gemeinderath beschließt, ob „die Kilbe“ gefeiert wird oder nicht. In den Jahren nach dem Kriege hintertrieben die Geistlichkeit die Abhaltung, allein das Volk wollte tanzen. Sodann wird die Kilbe öffentlich an den Meistbietenden bei brennendem Lichte versteigert, der Ertrag kommt dem Gemeindefädel zu gute. Am Brunnen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum, ein gewaltiger Riese, der Kind und Kindeskind bis in's fünfzehnte und zwanzigste Glied gesehen, ringsherum ein freier Platz — da wird der Tanzboden vom Kilbenherrn aufgeschlagen. Schenke und Regelbahn schließen sich an. Im Geäst des Baumes sitzt die Musikkapelle. Hier unter schattigem Laubdach, inmitten grüner Matten, hier wo Urväter schon getanzt haben, da schwingt auch heuer den eleganten Reigen nach fidelem Weisen Alt und Jung, Reich und Arm, der seine Stäbter neben dem Bauernburschen in der Blause oder in des Kaisers Rock, hier giebt es keine Standesunterschiede und Rücksichtnahme.

Und sollte Jupiter pluvius einmal ungnädig auf das fröhliche Treiben herniederblicken und Regen spenden — die Laune zu verderben gelingt ihm nicht. Es wird weiter getanzt unter dem profaischen Regenschirm, ein köstlicher Anblick, schade um die neuen Kleider!

Rings um den Tanzplatz stehen die Dorfschönen in Reih und Glied nach Altersgruppen geordnet und harren der Tänzer, welche sich innerhalb der Reihen bewegen und Umschau halten. Große Heiterkeit erregt es natürlich, wenn der Musikant mit der großen Trommel von oben herab verkündet, ein Strumpfband sei gefunden worden, die schöne Verliererin möge sich zur Entgegennahme melden.

Schaubuden, Zauberkünster, Augenblicksphotographen, die stärkste Frau der Welt und sonstige derartige Dinge fehlen natürlich nicht.

Auf den Hochvogesen bei den Hirten und Sennern ist die Kilbe noch reizvoller. Auch hier auf hohem Bergesplan ist ein allerdings sehr primitiver Tanzboden aufgeschlagen. Eine Ziehharmonika „macht Musik“ und setzt die Weine in Bewegung. Etwas schwerfälliger geht's hier allerdings zu: denn plumpe, holzfarbene Holzschuhe nach echt frunzösischer Art bedecken die bloßen Füße. Aber auch damit läßt sich's flott tanzen.

Die häuslichen Vorbereitungen zur Kilbe sind großartige. Alles in Hülle und Fülle! Welch eine Wonne für den Magen eines einquartierten Soldaten! Und wie vertraut tauschen der junge Marssohn und der Hausherr ihre Soldatenerlebnisse aus. Da ist nichts von Haber und Zwietracht zu merken.

Man ist stolz darauf, einen Fremden als Gast bewirthen zu können, und sollte man ihn von der Straße rufen müssen. Vom Besten wird aus dem Keller geholt, eine Gastfreundschaft ohne Gleichen, besonders wenn die Töchter des Hauses —. Der Dank muß natürlich nachher reiblich abgetanzt werden; und schlägt dann endlich die frühe Morgenstunde, so geht's mit Sang und Klang dem Dorfe zu — o glückliches Volk, Du herrliches Land!

## Das Eis auf der Anflagebant.

Von Dr. S. Grumbach.

(Nachdruck verboten.)

Nur der Irrthum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod", sagt schon unser großer Schiller, und darum zieht auch der richtige Feinschmecker so gern den undurchbringlichen Schleier der Maja über die Küchengeheimnisse des tiefsten Souterrains. Aber der forschenden Wissenschaft hohe Pflicht ist es, diesen Schleier zu lüften und zum Wohle der Menschheit die nackte Wahrheit darzustellen.

Wenn wir auf einem Spaziergange einem durstigen, aber frohscheuen Fräulein ein Glas Wasser aus dem Tümpel einer überschwemmten Wiese kredenzen würden, so könnten wir höchstens mit einem abweisenden „Pfui!“ beglückt werden; doch siehe, am selbigen Abend nimmt die vom Tanz erhitzte, froch- und wasserscheue Schöne mit dankbarem Blick ein Stückchen Wiefeneis in die lauwarme Limonade. Aber daran hat sie noch nicht gedacht, daß nun auch auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die große Menge Thierkeime und Schmarozkerlarven in ihren Organismus gelangen. Nach den Untersuchungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes werden nämlich zwar die anorganischen Bestandtheile des Wassers beim Frieren erheblich vermindert, aber gerade die organischen fast gar nicht. Auch die Untersuchungen des Kunstsees haben ähnliche Resultate ergeben: in einem Kubikzentimeter Eis waren 528 bis 1610 hoffnungsvolle organische Keime, die mit Schmerzen ihrer Erlösung harren. Im perlenden Champagner wie im kühlenden, parfümierten Zuckermilch lauert also in dem so unschuldig blinkenden, weißen Eisstückchen der heimtückische Feind ebenso gut, wie in hohler Hand aus stehender Pfütze im Trunk des durstgepeinigten, fahrenden Handwerksburschen. „Aber davon hat der Arzt bei Erkrankungen doch nie etwas erwähnt!“ höre ich da einwenden. Gewiß! Als die Trichine gefunden und ihre furchtbare Schädlichkeit erkannt wurde, da schlugen auch alle die Hände über dem Kopfe zusammen und riefen: „Bis jetzt hat man doch aber nie etwas von Trichinenkrankheit gehört!“

Bei wie vielen Magen- und Darmkranken muß sich der Arzt eingestehen, daß er das „Woher“ und „Wie“ sich nicht erklären kann. Mit Recht hat nun das Kaiserliche Gesundheitsamt die unerläßliche Forderung aufgestellt: „Behufs

fortlaufender Kontrolle der Beschaffenheit sind die Eisorten des Handels einer periodisch wiederkehrenden Untersuchung zu unterwerfen. Steis aber sollte man es sich für die allgemeine Praxis angelegen sein lassen, nicht in das abzukühlende Getränk hinein, sondern nur um dasselbe herum Eisstückchen zu thun, wie es ja beim Champagner fast allgemein üblich ist.

Eine noch schwerere Anklage aber muß gegen einige Sorten des künstlich Gefrorenen erhoben werden. Wie oft mag da schon Magenkrampf, Erbrechen, Kolik u. s. w. auf die plötzlich wirkende Kälte des Eises oder auf den übermäßigen Genuß der andern Speisen geschoben worden sein, während die Schuld einzig und allein in den giftig wirkenden Bestandtheilen des Gefrorenen zu suchen war. Zahlreich sind die Fälle, wo die medizinische Wissenschaft dies unumstößlich feststellen konnte. Zuerst war es Dr. Orfila in Paris, der in den vierziger Jahren mehrere Hundert Vergiftungsfälle durch Gefrorenes im Café der Rotonde des Paris beobachtete. Personen, die weiter nichts als Vanilleeis genossen hatten, erkrankten sogleich oder nach mehreren Stunden an den heftigsten Kolikschmerzen unter den Anzeichen einer allgemeinen Vergiftung, von denen sie sich erst nach Tagen oder Wochen erholten. Dr. Orfila ließ nun nach genauer Untersuchung aller Bestandtheile des Gefrorenen, der Gefäße und Utensilien, in seiner Gegenwart Eis fabrizieren, das sich aber auch wieder als giftig erwies. Da erließ er einen Appel an die medizinische Welt, alles aufzubieten, um dies Räthsel der Eis-Sphinx zu lösen. Jedoch vergebens. Wieder kamen Massenerkrankungen nach Genuß von Gefrorenem vor in den fünfziger Jahren in Leipzig, in Bergen, Altona, München, Wien, kurzum, je mehr man darauf achtete, desto unheimlicher erschien diese neue Krankheitsursache. Namentlich erregte es in Wien großen Schrecken, als zur Zeit der Cholera in einer Nacht die meisten Besucher des K. K. Hofoperntheater's nach dem Genuß von Eis erkrankten. Allwählig fand man aber, daß stets Vanille-Eis, oder, wie 1860 in Amiens, anderes Rahmeis der schuldige Sünder sei, nie dagegen Fruchtis. Man unterscheidet nämlich zwei Arten von Gefrorenem: Rahmeis und Fruchtis. Erstere besteht aus süßem Rahm, Eidotter und Zucker, dem irgend ein Gewürz: Vanille, Schokolade, Orangeblüthen, Kaffee zugesetzt werden; letzteres dagegen besteht meist aus Zuckersyrup, Zitronensaft und dem frisch ausgepressten Saft von Erdbeeren, Himbeeren u. s. w. Die giftigen Substanzen müssen also, da ihr Vorkommen nur beim Rahmeis beobachtet worden ist, im Rahm und Eigelb, oder in der Vanille enthalten sein. Auch kamen in Hamburg Erkrankungen von Vanille-Creme, und später solche von Sahnen- (Rahm-) Speise vor, welche dieselben Bestandtheile wie Vanille-Eis enthalten. Thatsächlich gehen nun Eigelb und Rahm bei gegenseitigem Kontakt unter gewissen Temperaturverhältnissen in saure Gährung über und bilden Milchsäure, die

giftig wirkt und auch das Zinn der Gefrierbüchse leicht löst. So berichtet Dr. S. Bultot über einen Fall, wo ein Limonadenhändler ihm Vanille-Eis zur chemischen Untersuchung brachte, weil er es durch seinen entlassenen Lehrlingen verunreinigt glaubte. Das ganze Eis war bläulich verjährt. Diese abnorme Färbung war aber verursacht durch Blei, welches aus dem zur Bereitung des Eises benutzten bleihaltigen Gefäß stammte. Das vorher schon oft in der Gefriermaschine fabrizierte Fruchtis dagegen hatte nie Spuren von Blei gezeigt.

Einige Aerzte behaupten auch noch, diese Vergiftungen könnten von der Vanille herrühren. Die unreifen Vanilleschoten enthalten nämlich einen scharfen Saft, welchen die Indianer des Staates Cayana, ehe sie zur Trocknung derselben schreiten, durch Einstechen von Nadeln ausfließen lassen. Es könnte sich somit um giftige, noch unreife und von dem scharfen Frucht-saft noch nicht befreite Schoten der Vanille handeln. Dies ist jedoch nicht wahrscheinlich, denn es sind bisher weder aus der medizinischen Praxis noch aus dem wirtschaftlichen Leben Fälle bekannt, wo Vanille an und für sich im Thee, in der Schokolade oder als Zutat zu anderen Speisen ähnliche giftige Wirkungen gehabt hätte. Die ganze Schuld bleibt also, bis die Erfahrung anders darüber entscheidet, auf dem schwer beladenen Gewissen des Rahm und Eigelb haften. Diese beiden müssen den Vorwurf gebührend ertragen, bis sie ihn mit Hilfe eines erleuchteten Jüngers der Wissenschaft von ihren Schultern abwälzen können.

So lauern nicht nur im kristallklaren, einfachen Wassereis mit heuchlerischer Lücke die Lebendigen, kleinen Ungeheuer, sondern auch im künstlichen, mit aller Sorgfalt zubereiteten Speiseeis vereinigen sich die chemischen Agentien in schlecht angebrachter Harmonie, um des Menschen Freuden und Genüsse zu verkümmern.

## Die Beziehung des Menschen zur Pflanzenwelt.

Von W. H. Serkenratz.  
(Nachdruck verboten.)

Wo am Fenster armer Leute  
Blumentöpfe reichlich stehn,  
Mein ich, wohin in armer Hütte  
Sinn für's Schöne, rein're Sitte.  
Thieme.

Der Dichter hat nicht Unrecht. Die reizenden Kinder Flora's setzen einen gewissen Schönheitsinn voraus; wo sie eine Pflegestätte finden, da herrscht auch Ordnung und Reinlichkeit in allen häuslichen Einrichtungen, wie die Erfahrung hundertfach beweist. Außerdem deuten sie auf ein sinniges Gemüth hin, denn die Pflanzen, die holden Bilder des Höherstrebens, verlangen ein fühlendes Herz. Auch setzen sie ein reines Gemüth voraus, denn wo Haß, Nachsicht, schändliche Selbsterneuerung und sonstige häßliche Leidenschaften ihre Brutstätte haben, da kann kein Sinn für sie vorhanden sein. Deshalb finden wir

auch bei Kindern, deren Herz und Gemüth noch am reinsten und unverdorbensten ist, fast durchweg Freude und Gefallen an den Blumen. Stundenlang sitzen sie auf dem grünen Rasen, um Ketten aus dem überall wachsenden Löwenzahn zu bilden, sie winden Kränze aus den blauen Kornblumen, flechten das bescheidene Gänseblümchen in's flatternde Haar und erfreuen sich der Farbenpracht des purpurnen Klatschmohnes. Doch ihnen ist die Blume nur Blume, sie erquicken sich an dem bunten Farbenspiel, ohne weiter davon etwas zu denken. Wie anders ist es bei dem Jüngling und der Jungfrau, für die bereits „der Liebe Roslein blüht.“ Wenn der Jüngling „das Schönste auf den Fluren sucht, womit er seine Liebe schmückt,“ so ist ihm die betreffende Blume das Abbild derselben.

„Der Strauß, den ich gepflückt,  
Grüßt Dich viel tausendmal.“

singt Goethe, und

„Du bist wie eine Blume,  
So schön, so rein, so hold.“

heißt es bei Heinrich Heine. Das Veilchen, welches im verborgenen blüht, ist das Symbol der stillen verborgenen Minne, und jenes wundervolle blaue Blümlein, das freundlich wie des Mondes Silberschein an einsamer Quelle blüht, mahnt: Vergiß nicht mein! Heute noch wie vor tausend Jahren werden von der liebenden Jungfrau die Blätter des Maslebens (das, wie schon der Name sagt, das Maß der Liebe ist) gerzupft, wobei sie spricht: Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — wird nimmer mich lassen — er liebt mich ja wie ich ihn liebe. Auch zur Verherrlichung der gottesdienstlichen Feier fanden die Blumen schon früh Verwendung; die weiße Lilie und rothe Rose der Römer wurden zuerst durch die Benediktinerklöster nach Deutschland verpflanzt, um zum Schmucke der Altäre verwendet zu werden, wie ja auch der eigentliche Blütenmonat, der Mai, der heiligen Gottesmutter geweiht ist. Ja man hat sogar die Pflanzen in einer Weise gedeutet, daß sie uns ein Abbild bestimmter Menschenklassen gewährleisten und die einzelnen Charaktere symbolisieren. Die heilbringende Kamille, welche seitab vom Wege und zurückgezogen in bescheidenem Gewande blüht, ist ein Sinnbild des wahren Menschenfreundes, der äußern Prunk und Schimmer verschmähend, im stillen, segensreichen Thale wirkt, während die nichtsnutzige Distel, die uns am Weg und Main trotzig entgegenstarrt, ein Bild der frechen Zubringlichkeit ist, der stachelige, dick und fett gemästete Kaktus das hochnastige Progenthum repräsentiert, und der in einer Nacht emporstrebende Glückspilz, der sich unmanierlich breit macht, den eitlen Emporkömmling veranschaulicht. Die Kamelle, jene prächtig glänzende und schillernde Blume ohne Duft, welche am besten in der Salonluft gedeiht, ist ein Abbild jener gleichenden und glänzenden Damenwelt ohne Herz und Gemüth, die so viel Unheil in der Männerwelt anstiftet (Kameliendame), während gewisse Wasserpflanzen, die das ganze Jahr ersäuft im

Wasser liegen und nur zur Blüthezeit ihr Haupt zu sonniger Höhe erheben, um dann wieder zu versinken in dem feuchten Grunde, und so manches arme weibliche Wesen vernünftlichen, das in seinem verwachsenen, vernünftigen, verkochten Leben, in langen, kummervollen Jahren auch das Haupt nie emporhebt, als nur an dem sonnenhellen, kurzen Tage der Liebe — und nachher sinkt das beraubte Herz wieder zurück in die kühle Tiefe. — Auch die Bäume haben ihre Symbolik, die ein sinnvolles Zeichen ist von der Einheit des Menschen und der Natur, die derselbe immer in den Bereich des Gemüthes zieht, um an seinen Empfindungen theilzunehmen oder sie zu deuten. Da haben nun wieder die Fichte, der Lorbeer, die Eiche, der Delbaum, die Palme ihren menschlichen Sinn und ihre poetische Sprache. Ja, die Natur verleiht allerlei Gaben aus der Pflanzenwelt ins menschliche Leben, dem Dulder den Dorn, der Braut die Myrthe, dem Dichter und Künstler den Lorbeer, den Kriegern den Eichenkranz, den Abgeschiedenen den Cypressenzweig. Mit Demuth soll der Mensch diese Gaben annehmen, doch darum sollten wir zuerst den Himmel bitten, uns den grünen Dornzweig ins Leben zu schenken, als das Symbol des Friedens und der Freude!

**Gemeinnütziges.**

**Geflecht der Rohrstäbche zu spannen.** Das Rohrgeslecht bei Stühlen wird wieder straff und fest, wenn man, wie „Fortchr. d. Ind.“ mittheilt, den Stuhl flürzt, das Rohrgeslecht mit heißem Wasser mittelst eines Schwammes recht gründlich anfeuchtet und abwäscht, so daß sich das Rohrgeslecht tüchtig voll Wasser ansaugen kann. Hierauf stellt man den Stuhl in die Zugluft und läßt ihn trocknen.

**Weißblechgeschirre wieder neu zu machen.** Man mischt Holzasche mit gewöhnlichem Oel, so daß sich eine Art Brei bildet und mit diesem bedeckt man das Gefäß, dann reibt man es mit einem wollenen Lappen ab. Sollte die schwarze Farbe nicht gleich verschwinden, so wiederhole man das Verfahren. Der Erfolg bleibt nicht aus und die Geschirre werden wie neu.

**Del- und Fettflecke aus Tapeten zu entfernen.** Solche Flecke können aus Tapeten an Stellen, wo nachlässige Leute den Kopf angelegt haben, mit einem Brei aus Pfeifentou und kaltem Wasser entfernt werden. Man legt den Brei nur auf die Tapete, ohne ihn hineinzureiben, läßt ihn über Nacht darauf und kann ihn dann Morgens, wenn er ganz trocken ge-

worden, abbürsten. Wenn der Fleck nicht sehr alt ist, wird er verschwinden sein, andernfalls wiederhole man das Verfahren.

**Schlechte Gewohnheiten beim Essen können den Nutzen der Ernährung verringern.** Welch' üble Folgen schnelles Essen haben kann, wird Jedem wohl bekannt sein, aber wieviel Krankheiten auch das Heißessen verursachen kann, weiß wohl nicht jeder. In vielen Halskrankheiten wird durch das Heißessen der Grundstein gelegt; es greift die Zähne, den Schlund und den Magen sehr an. Man lasse also heiß aufgetragene Speisen erst gut abkühlen, bevor man sie langsam ißt und gründlich kaut.

**Zur Reinigung von Gipsfiguren.** Sind solche Figuren nicht sehr schmutzig, so genügt ein trockenes Abstauben mit trockenem Gipsmehl. Sind sie aber sehr angeschmutzt, daß dies Mittel nicht mehr hilft, so muß man die Figuren mit Wachsfarbe aufstreichen. Man tränkt die Figur erst mit gelblichem Leinölfirnis, dem etwas weiße Delfarbe zugesetzt ist, läßt sie etwa drei Tage stehen und überstreicht sie dann mit dickerer weißer Delfarbe, dem man etwas Terpentin zusetzt, überall gleichmäßig und zwar nicht von oben nach unten, sondern immer durcheinander. Erst wenn die Delfarbe ganz trocken ist, wird die dünne Wachsfarbe, eine durch Wachs stumpfgemachte Lackfarbe, aufgestrichen, welche verhindert, daß die Delfarbe fettig erscheint oder gelb wird.

**Humoristisches.**

**Ein gutes Weib.** Gatte: „Ich merke es schon — der Rheumatismus in meinem Bein fängt wieder an.“ — Gattin: „Ach, das thut mir aber leid, ich wollte heute Nachmittag mit meiner Freundin ausgehen — nun wird es ganz bestimmt schlechtes Wetter.“

**Wozu der Lärm?** Gast: „Das Beefsteak, das ich vorhin bestellt habe, war zähe wie Leder, das konnte ja kein Hund fressen!“ — Wirth: „Bedauere sehr, mein Herr, geben Sie's zurück und bestellen Sie sich etwas anderes von der Karte.“ — Gast: „Ja, dazu ist es jetzt zu spät, nun habe ich's schon aufgegessen.“

**Borwurf.** Prinzipal: „Meine Herren, ich sehe, sie haben den ganzen Vormittag nichts gethan!“ — Erster Kommiss: „Ja, in diesem eiskalten Bureau kann kein Mensch arbeiten; das ist Ihnen natürlich egal; Sie gehen fort und lassen fünf Grade sein.“

**Pfarrer:** „Aber, müßt Ihr denn immer Schnaps trinken?“ — Seppel: „Ja, wissen S', Herr Pfarrer, bei der Kälte hab i eben so an innerlichen Frost in mir.“

**Hangen und Bangen.** Studiosus A.: „Was hast Du denn? Du sieberst ja förmlich vor Unruhe.“ — Studiosus B.: „Ja, denke Dir nur: das kleine Töchterchen meiner Hauswirthin sagte mir vorhin, es sei während meiner Abwesenheit ein Mann in Uniform hier gewesen. Nun weiß ich nicht — war's der Geldbriefträger oder der Gerichtsvollzieher!“

**Verschiedene Anschauung.** Frau: „Aber was treibst Du denn, lieber Mann? Nun hast

Du schon wieder ein halb' Duzend Fliegen todtgeschlagen und dadurch die Wände beschmutzt!“ — Mann: „Ich ruhe nicht, bis die Viecher alle kaputt sind. Siehst Du denn nicht, wie sie die Wände besudeln?“

**Bekehrt.** Leutnant (der sich zum ersten Mal in der Rangliste gedruckt sieht): „Ach, sieh da! — allmählich bekommt man Achtung vor der deutschen Litteratur.“

**Nützliche Ermahnung.** Gnädige (zu der neu engagierten Bonne, einem hübschen jungen Mädchen): „Ich hoffe, daß Sie meine Kinder recht lieb haben werden, ausgenommen meinen Aeltesten, den Paul — der 18 Jahre alt ist.“

**Denksprüche.**

Mache die Wahrheit nicht bitterer, als sie äußerlich scheint, indem Du sie ohne Liebe sagst. Prior Guiges.

Wenn die Dinge zweimal gethan werden könnten, wären wir alle weise. Schottisch.

Das Eine ist der Gottheit selbst vermehrt: Das was gethan ist, ungeschehn zu machen. Agathon.

**Das Vöglein im Walde.**

Wie frisch und frei es hüpfet und springt,  
Wie heil und lieblich schön es singt,  
Das kleine Vöglein  
Im frischen grünen Hain.

Wie jubelnd und wie froh das schallt,  
Wenn's Vöglein singt im grünen Wald!  
Wie ist es doch so schön,  
Dann durch den Wald zu geh'n!

Ich freu' mich mit dem Vöglein  
Und stimme in sein Jubeln ein;  
Denn frische, frohe Lust  
Durchzieht auch meine Brust.

**Umwandlungs-Aufgabe.**

Durch Aenderung von je zwei Buchstaben ist mittelst vier Zwischenstufen, welche fünf lautige Substantive sein sollen, das Wort Paris in Seine zu verwandeln.

Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet. — Beispiel: Sommer, Hammer, Halter, Filter, Winter. —

Die Wörter der Zwischenstufen bezeichnen: 1. eine italienische Provinz; 2. eine ältere Oper; 3. eine Schicksalsgöttin; 4. einen Planeten.

**Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:**

Zeit.

Die beste 27662  
**Harmonika = Schule**

zum Selbstunterricht nach neuestem Vernsystem ist die Seith'sche Ziehharmonikaschule. Dieselbe ermöglicht das Spielen der Ziehharmonika in einigen Stunden auch wirklich korrekt zu erlernen. Nebst einer praktischen Anleitung zum Selbstreparieren der Harmonika. Mit vielen Abbildungen. — Preis zusammen nur 1.50 M. Reparatur-Utensilien billigst. Außerdem neue Harmonikas zu 1.80, 2.50, 3.—, 4.50, 6.—, 8.50, 10—50 M. Prospekt und illustrierte Preisliste gratis und franko. Ferner Zittern von 9 M. an, Gitarren, Ocarina's u. Neueste Musikalien.

Franz Seith,  
Königshofen — Bayern.

**Süddeutsche Thierbörse Hailbronn a. Neckar**  
Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht.  
Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentgeltlich f. jed. Thierfreund, Züchter u. Händler.  
Inserate 15 Pf. ; durch die große Vorbereitung des Blattes (Aust. 2000 Gr.) Erfolg sicher.  
Abonnements-Preis nur 75 Pfg. vierteljährlich.

**HANDHEBERHEURECHEN**  
Hederichsäter neuester Construction M. 9,00  
Heurechen mit Entleerung M. 13,50  
desgl. ohne „ M. 12,00  
Garantie! Prospekt gratis u. frei.  
Hagedorn & Sander,  
Osnabrück.

Empfehle rsko. u. Nachnahme delikt.  
**Räse Limburger** 9 Pfd. 3 M.  
Sand-, Postkoll 3 M.,  
100 St. Mf. 3,25.  
G. Bendorff, Käferei, Marburg  
27501 (Hessen.)

**Für Rettung von Trunksucht!**

versend. Anweisung nach 18-jähriger approbierter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit, auch ohne Vorwissen, zu vollziehen, keine Verursachung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressiere: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“